



Entwicklungszusammenarbeit wirkt!

Gespräche mit VerantwortungsträgerInnen und AkteurInnen der ersten Stunde
zusammengestellt anlässlich des FairStyria-Tages und der der Fairen Wochen Steiermark 2014

Mehr Informationen zu den Fairen Wochen Steiermark
und zum FairStyria-Tag am Mittwoch, 25. Juni 2014:

⇒ www.fairstyria.at/fairewochen

Amt der Steiermärkischen Landesregierung,
Abteilung 9 Kultur, Europa, Außenbeziehungen
A-8011 Graz

Inhalt

Gespräch mit Landeshauptmann a.D. Josef Krainer	1
Gespräch mit Landeshauptmann Franz Voves	2
Gespräch mit Tina Weisshaupt, Burghild Gerhold und Wido Stracke EVG	3
Gespräch mit Karl Wabscheg und Horst Astner von der Städtefreundschaft Pedra Badejo-Leibnitz	8
Gespräch mit Hermann Schaller von SOL	13
Steirische Entwicklungszusammenarbeit vor 1981	17

Gespräch mit Landeshauptmann a.D. Josef Krainer

Josef Krainer, Landeshauptmann von 1980 bis 1996, ließ bald nach seinem Amtsantritt ein Referat, einen Beirat, eine Satzung und ein Budget einrichten. Im Gespräch erinnert er sich 33 Jahre später:

Sie haben die steirische Entwicklungszusammenarbeit im Jahr 1981 neu aufgestellt. Was hat Sie dazu bewogen?

Mir war das schon vorher – auch schon als Generalsekretär der „Katholischen Aktion“ – ein großes Anliegen. Es mussten daher – wie Sie sagen, die Zuständigkeiten und Abläufe „auf neue Füße gestellt“ werden. Auch die Einbeziehung von Experten in den Beratungsprozess, die Schaffung des Referates für Entwicklungszusammenarbeit in der Landesverwaltung gehörte zur Professionalisierung. Gleichzeitig wurde ganz klar ein partnerschaftliches Prinzip für geförderte Projekte fixiert: steirische Initiativen müssen mit Partner-Organisationen in Entwicklungsländern zusammenarbeiten. Der spätere Landesrat Hermann Schaller, der damals Landesschulinspektor war, ist in dieser Causa überzeugend mitgegangen. Er engagiert sich ja in diesen Fragen bis heute sehr erfolgreich. Ebenso setzte sich damals der ehemalige Chefredakteur der Kleinen Zeitung, Kurt Wimmer, für Projekte in Lateinamerika ein.



Josef Krainer, Landeshauptmann von 1981 bis 1996
© Ferdinand Krainer

Welchen persönlichen Bezug haben Sie zum Thema Entwicklungszusammenarbeit?

Meine Antrittsrede als 40-jähriger Neuling im Österreichischen Nationalrat im Jahre 1970 war ausschließlich der Entwicklungshilfe gewidmet und hat damals medial und im Parlament Aufsehen erregt. Das war vor mehr als vier Jahrzehnten – also für unsere Verhältnisse relativ früh.

Welche Projekte aus dieser Zeit kennt man noch heute?

Die legendäre Vorstandsdirektorin der ÖMV, Margarethe Ottlinger – sie war jahrelang von den Sowjets in der Sowjetunion gefangen gehalten worden – hat sich nach ihrer Rückkehr nach Österreich intensiv um die Einrichtung von Afro-Asiatischen Instituten bemüht: In Wien und Graz gelang das. Ich habe sie dabei in der Steiermark massiv unterstützen können.

Wie ist Ihr Vorstoß auf politischer Ebene angekommen?

Gut bis neutral. In der damaligen Zeit war „Fremdenfeindlichkeit“ kein großes Thema. Das gehörte in unserer von Universitäten geprägten Landeshauptstadt einfach dazu und wurde nicht negativ eingeschätzt. Ich bin sicher, man betrachtete die Studentinnen und Studenten aus afrikanischen und asiatischen Ländern in Graz eher als einen Aspekt des akademischen internationalen Zuschnitts.

Gespräch mit Landeshauptmann Franz Voves

Franz Voves ist als Landeshauptmann seit 2005 für die Entwicklungszusammenarbeit des Landes Steiermark verantwortlich, hat die überparteiliche Initiative „FairStyria“ ins Leben gerufen und betrachtet ein Umdenken in der Wirtschaft als Voraussetzung, um die große Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern.

Herr Landeshauptmann, vor 33 Jahren wurden für die Entwicklungszusammenarbeit des Landes Steiermark ein Beirat und ein Budget eingerichtet sowie Prinzipien festgelegt. Wo stehen wir heute?

Blickt man zurück, so bin ich sicher, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen haben. Aber wir sind noch lange nicht am Ziel. Seit dem Jahr 1981 hat das Land mehr als 1300 Projekte steirischer Initiativen und Organisationen unterstützt, die in Afrika, Asien und Lateinamerika durchwegs erfolgreich verwirklicht wurden. Dadurch wurden nachhaltige Verbesserungen erreicht. Etwa durch Alphabetisierungsprogramme – die ersten Kinder, die daran teilgenommen haben, sind nun selbst Eltern und können so den Erfolg vervielfachen. Genauso auch durch Krankenstationen oder durch landwirtschaftliche Projekte zur Ernährungssicherung. Sie haben alle das Ziel, dass die Menschen in armen Regionen ihre Entwicklung selbst in die Hand nehmen können.



Franz Voves, Landeshauptmann
© Johannes Steinbach

Wie haben sich die Anforderungen in der Entwicklungszusammenarbeit geändert?

Der große Unterschied zwischen Arm und Reich verringert sich nur langsam: Internationale Bildungsprogramme tragen dazu bei, neue Chancen und Lebensperspektiven zu schaffen. Die moderne technische Entwicklung kann – etwa im Bereich Kommunikation – einen enormen Nutzen bringen – besonders auch in Entwicklungsländern. Die Globalisierung fordert aber aus meiner Sicht besonders die Wirtschaft heraus, auch „Globale Verantwortung“ zu übernehmen. Das kann die Politik alleine nicht lösen. So lange ArbeiterInnen in Nöhereien in Asien oder auf Plantagen und in Bergwerken in Afrika für einen Zehnstundentag nur einen Hungerlohn von einem Euro bekommen, werden sie mit 30 Euro pro Monat ihre Familie nur schwer erhalten und ihren Kindern keine Ausbildung ermöglichen können. Wir bemühen uns, darauf immer wieder hinzuweisen. Im Rahmen der Bewusstseinsbildung durch Workshops und besonders auch bei unserem FairStyria-Tag, wo ich an dieser Stelle allen Beteiligten für ihr Engagement danke!

Was sollen die Unternehmen tun?

Dafür gibt es bereits einige Beispiele, besonders im Bereich des Fairen Handels, wo – von Lebensmitteln ausgehend – mittlerweile verschiedenste Produkte am Markt sind, bei denen in der Erzeugung soziale Kriterien eingehalten werden: Tropiche, Tropenholz oder Rohstoffe aus Bergwerken und Steinbrüchen etc. Das ist ein Ansatz, der ausgebaut werden muss. Soziale Verantwortung muss eine der ersten Handels- und Handlungsmaximen in der Wirtschaft sein. So, wie unser Wohlstand in Österreich zweifellos als ein Erfolg der sozialen Marktwirtschaft gilt und nach vielen – oft mühevoll zwischen Sozialpartnern ausgehandelten – Kompromissen entstehen konnte. Es ist eine große Herausforderung, nun einen globalen Weg zu sozialen und gerechten Standards beziehungsweise Normen zu finden, die tatsächlich eingehalten werden, damit sich die Lebenssituation in Entwicklungsländern ändert.



Gespräch mit Tina Weisshaupt, Burghild Gerhold und Wido Stracke von der „Erklärung von Graz für solidarische Entwicklung“ (EVG)

Was war Ihre persönliche Motivation sich im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit zu engagieren und im Rahmen der „Erklärung von Graz für solidarische Entwicklung“ (EVG) tätig zu werden?

Gerhold: Ich war 1971 Jugenddelegierte bei der lutherischen Weltbund-Tagung in Lyon. Es haben dort viele hochkarätige Vertreter aus Entwicklungsländern, vor allem aus Brasilien, wo diese Konferenz ja eigentlich hätte stattfinden sollen, teilgenommen. Im Rahmen dieser Veranstaltung gab es auch eine eigene Jugendkonferenz, an der ich eben teilgenommen habe. Das war für mich sozusagen der „Durchbruch“ zu diesem Thema hin. Als ich dann wieder in Graz war, habe ich mich gleich auf die Suche nach einer Organisation gemacht, in der ich mich engagieren konnte. Da hatte sich – im Rahmen der allgemeinen Aufbruchsstimmung damals – gerade die EVG bzw. der „Kritischer Konsum“ formiert.

Stracke: Ich bin ein „alter Linker“ und für mich war es einfach diese unfassbare, himmelschreiende Ungerechtigkeit die mich bewogen hat, mich in diesem Bereich zu engagieren. Auch wenn wir die Welt nicht grundlegend verändern werden, durch unsere Arbeit können wir sie doch zumindest ein Stückchen gerechter machen.

Weisshaupt: Warum ich bei der EVG bin – ich bin ja ein Kind der 60er Jahre und daher von Grund auf links orientiert, auch durch meine Einbindung in die katholische Arbeiterjugend, die ja damals politisch extrem weit links verankert war. Das hat mich sozialisiert und durchaus auch angesprochen. Ich komme aus einer ländlichen Region, und das Aufwachsen dort war sehr stark von ländlichen Ideologien geprägt, denen man sich als Junger natürlich widersetzen musste. Als ich dann nach Graz gekommen bin, bin ich über Veronika Schimeck zum Kritischen Konsum und der EVG gekommen. Deren Grundeinstellung hat einfach zu mir mit meiner Sozialisierung in der Katholischen Arbeiter Jugend gepasst. Damals waren wir auch noch viel politischer, „radikaler“, nicht so pragmatisch, wie die Jugendlichen heute – wir haben noch von der großen Weltveränderung geträumt.



Von der EVG und dem Land Steiermark gefördertes Wasserversorgungsprojekt in Endanoga/Tansania © EVG

Wie wählen Sie die Themenschwerpunkte bzw. Länder aus, in denen Sie aktiv sind?



FIDE-Biogasanlage © EVG

Stracke: Natürlich haben wir da keine festen wissenschaftlichen Kriterien, über die wir dann entscheiden wer förderungswürdig ist und wer nicht. Das hat sich einfach historisch entwickelt; wir schauen uns an, was an uns herangetragen wird und versuchen dann die Projekte zu fördern, die unseren Förderkriterien entsprechen.

Gerhold: Für uns war von Beginn an klar, dass wir Länder unterstützen wollten, die ihren Befreiungskampf schon hinter sich hatten, die also am Anfang einer neuen Entwicklung, einer Demokratisierung mit einer eigenen Regierung usw. standen und da war Tansania mit CTDF und FIDE wirklich ein vielversprechender Anfang. Das Gleiche gilt für Burkina Faso.

Stracke: Ja, und natürlich spielen persönliche Sympathien eine ganz wesentliche Rolle. Wir mögen die Südamerikaner und die Afrikaner einfach - Lacine Sawadogo von NEEED gehört für uns praktisch schon zur Familie.

Sieht die Themenauswahl ähnlich aus? Nach dem Prinzip, was Sie anspricht und was gut vorbereitet ist, das versuchen Sie dann zu fördern?

Stracke: Natürlich macht eine gute Präsentation immer einen guten Eindruck.

Gerhold: Auch die aktive Einbindung der lokalen Bevölkerung, also ein partnerschaftlicher und partizipatorischer Ansatz, spielt für uns auch eine ganz zentrale Rolle.

Weisshaupt: Und insofern haben sich dann auch über die Jahre hinweg unsere Schwerpunkte immer wieder verlagert.

Vernetzen Sie sich auch mit anderen Gruppen und Vereinen, die im EZA-Bereich tätig sind?

Gerhold: Ja, durchaus. Ich war ja dreißig Jahre lang im Entwicklungshilfebeirat des Landes und da habe ich natürlich viele andere Gruppen näher kennen gelernt. Wir helfen auch immer wieder neuen und kleineren Gruppen dabei, Projekte vorzubereiten. Vernetzung ist ja in unserem Bereich auch unglaublich wichtig.

Sie finden Ihre Projekte also über verschiedene Netzwerke, den Kontakten in den Ländern oder auch über Ihre eigenen Projekte bzw. durch andere steirische EZA-Organisationen und –Vereine?

Gerhold: Zu MIRIAM sind wir beispielsweise so gekommen: Ich war als Entwicklungshelferin in Nicaragua und habe dort an der landwirtschaftlichen Fachhochschule Englisch unterrichtet. Doris Huber war zur gleichen Zeit für Global 2000 mit ihrem Mann dort am Institut für Internationale Entwicklung. In der Pastoral, im Norden Nicaraguas, gab es eine Bloce, eine Kooperation von Bauern für eine niederschwellige Weiterentwicklung in der Landwirtschaft, die dort Wochenendkurse angeboten hatten. Viele unverheiratete Mütter vor Ort, die ein Interesse hatten sich weiterzubilden, dies aber aufgrund ihrer Situation nicht konnten, sind an Doris herangetreten und diese hat begonnen die Frauen mit Stipendien zu unterstützen.



MIRIAM-Frauenbildungsarbeit © EVG

Da Sie gerade Tansania ansprechen, wie sehen Sie das „EZA-Engagement“ Chinas? China betreibt in Tansania für billige bis kostenlose Rohstoff-Exporte Infrastrukturprojekte und betreibt im Gegenzug massives land grabbing. Die EU betreibt ja konditionelle Entwicklungshilfe, indem Sie die Bereitstellung der finanziellen Mittel an die Einhaltung menschenrechtlicher Standards koppelt, was aber durch die Chinesen unterminiert wird.

Stracke: Ich sehe das nicht ganz so negativ – die Chinesen machen einfach das, was die Europäer früher auch gemacht haben, eben nur weit effizienter.

Weisshaupt: Also ich möchte zu den Chinesen in Afrika folgendes sagen: das wird zwar immer ganz groß rauf gespielt und die Chinesen machen ja tatsächlich, was SIE wollen. Auf den Baustellen arbeiten ja nicht etwa Afrikaner, sondern ausschließlich „importierte“ Chinesen und es wird sowieso nur dort gebaut, wo es sich für die Chinesen auszahlt. Aber es gibt auch ein anderes Phänomen, das David von Reybrouk in seinem Buch „Kongo“ treffend beschreibt. Im letzten Kapitel berichtet er von einem Kongolesen, der in eine chinesische Großstadt ausgewandert ist, mittlerweile auch fließend Chinesisch spricht, und dort seine Geschäfte betreibt. Es funktioniert also auch anders herum, da gibt es, auch als Folge der Globalisierung, eine Wechselwirkung.

Waren Sie selbst oder auch Ihre Partner in Ihrer Arbeit jemals mit Problemen, seien sie faktischer oder rechtlicher Natur, konfrontiert?

Stracke: Also in Österreich hat es nie Probleme gegeben. Ich muss sagen, das Land Steiermark ist da wirklich auch vorbildlich und wir sind dankbar, dass wir im Beirat einen so guten Partner haben.

Gerhold: Das wertet unsere Gelder ungemein auf und ermöglicht uns auch größere Projekte abwickeln zu können. Wir lernen auch sehr viel durch den Austausch mit anderen Gruppen.

Weisshaupt: Es gab durchaus Projekte im Ausland, die gescheitert sind. In Mexiko gab es ein Projekt, da ist der Verantwortliche plötzlich verschwunden und das ganze Geld mit ihm.

Gerhold: In Tansania haben wir durch Benefizveranstaltungen 15.000 öS für eine Bibliothek gesammelt und dann ist der CTFD-Mitarbeiter ebenfalls mit dem Geld abgehauen. Ein anderes Mal wollten wir eine Schusterei mit Werkzeug aus Österreich ausstatten und dann ist das ganze schöne, neue Werkzeug beim Zoll hängen geblieben, der Container ist aufgebrochen worden und alles war weg. Unsere Projektpartner sind ja gottseidank ihrerseits auch mit allen Wassern gewaschen. Vor ein paar Jahren haben wir für einen unserer tansanischen Partner eine Milchkühlmaschine von einer dänischen Firma mit Niederlassung in Nairobi bekommen, die er dann mit allen möglichen Tricks über die Grenze gebracht hat, ohne dabei aber Schmiergeld zahlen zu müssen. Ganz am Anfang hatten wir auch ein Frauenprojekt in Tansania, da haben wir Nähereiwerkstätten unterstützt. Wir haben überall nach nicht-elektrischen Nähmaschinen gesucht und die dann verschifft. Um Kosten zu sparen haben wir uns selbst um die Verpackung des Ganzen für den Transport gekümmert, nur war das leider nicht schiffstauglich, sodass unterwegs alle Nähmaschinen verrostet sind. Ich bin überhaupt dagegen, Sachen noch einmal so weit zu verschiffen – wenn man die lokal oder regional beschafft spart man Geld und unterstützt auch die lokalen Wirtschaften.



Milchlieferanten bringen Milch zur mit Hilfe der EVG angeschafften Milchkühlmaschine © EVG

Gibt es unter Ihren Projekten Beispiele die für Sie besonders anschaulich illustrieren, dass EZA wirkt? Inwiefern sehen Sie über die konkreten Projekte hinaus auch weitergehende gesellschaftliche Veränderungen?



Im Rahmen von NEEED geförderte SchulerInnen © EVG

Stracke: Gerade bei NEEED, unserem Schul-Projekt für Mädchen in Burkina Faso, da habe ich wirklich das Gefühl, dass wirklich etwas weitergeht, das sind nicht nur kleine Tröpfchen auf den heißen Stein. Man sieht das auch an den Bildungsstatistiken, vor allem im primären Bereich. Eine Sekundärstatistik zeigt auch, dass die Genitalverstümmelungs-Rate bei Mädchen national von über 70 % auf unter 60 % gefallen ist – das ist Bildung, das ist, was Bildung bewirken kann. Und insgesamt stärkt man durch Alphabetisierung auch das Selbstbewusstsein und die Unabhängigkeit der Mädchen und Frauen insgesamt.

Gerhold: Ja, auch die Mitarbeiterinnen bei MIRIAM sind einfach großartig – sie engagieren sich gesellschaftlich und versuchen Frauen eine (Aus-)Bildung zu ermöglichen. Generell haben unsere längerfristigen Projekte, ob das jetzt Tansania oder Burkina Faso ist, dadurch, dass wir seit mehr als zwanzig Jahren dort in verschiedenen Bereichen mit lokalen Gruppen zusammenarbeiten und an einem Ort verschiedene Vorhaben unterstützen, durchaus tiefgreifende, nachhaltige Veränderungen bewirkt.

MIRIAM hat eine ganz starke Empowerment Wirkung – das Selbstbewusstsein zu stärken, sowohl das der Frauen, als auch das der

Indigenen insgesamt und ist somit ein ganz zentrales Anliegen. MIRIAM basiert auch sehr stark auf dem Prinzip der Rückeinbindung der Absolventinnen in das Projekt. Es gibt Frauen, die anderen Frauen aufgrund ihres Studiums dann psychologische Betreuung oder Rechtsberatung anbieten.

Weisshaupt: FIDE ist mir in diesem Zusammenhang wichtig zu erwähnen, weil Ernährungssouveränität insgesamt so ein wichtiges Thema ist. Durch das Projekt werden die Kleinstrukturen beibehalten und sichergestellt, dass nicht für den internationalen Markt, sondern in erster Linie einmal für die lokale Bevölkerung produziert wird. Da wird eine ganze Reihe von Kursen angeboten, wie etwa Preisabschätzung etc. Da kommen die Bauern nicht nur zusammen um herauszufinden was sie wollen, welche Bedürfnisse sie haben, sondern auch um sich weiterzubilden, etwa über die Errichtung und effiziente Nutzung von Bio-Gas-Anlagen, die Verbesserung und Veredelung ihrer Sorten, Bewässerungssysteme und vieles mehr.

Stracke: Überhaupt machen wir Sachen, die eigentlich der Staat machen müsste, aber er macht's nicht. Die Politiker sind zu sehr damit beschäftigt sich selbst zu bereichern, die haben nichts übrig für irgendwelche Dorfgemeinschaften oder Brunnenbau.

Gerhold: In Tansania ist das gottseidank etwas anders. Dort gibt es konkrete Entwicklungsziele und eine gute Zusammenarbeit mit den großen UNO-Organisationen. Dadurch soll verhindert werden, dass alle NGOs, die sich da jetzt „einmischen“ nur dort tätig werden, wo es für sie selbst genehm ist, während andere Regionen vernachlässigt werden.

Halten Sie eigentlich Kontakt zu den ehemals Geförderten, wenn Sie ein Projekt abgeschlossen haben?

Weisshaupt: In vielen Fällen sind Freundschaften entstanden, da haben wir natürlich noch Kontakt und schauen auch, dass wir denen immer wieder einmal einen Flug zahlen können, damit sie zu uns auf Besuch kommen können. Für uns ist es ganz wichtig mit unseren Projektpartnern auf Augenhöhe zu kommunizieren und ich freue mich immer wenn welche da sind.

Stracke: Natürlich besuchen wir manchmal auch die Projekte, wie beispielsweise jetzt dann in Burkina Faso und hoffentlich auch in Tansania. Nach Möglichkeit reisen wir immer wieder auch vor Ort.

Wie sehen Sie die Zukunft der EZA vor allem auch im Hinblick auf Globalisierung, Finanzkrise und die „Neuverhandlung“ der Millennium Development Goals 2015?

Stracke: Ich sehe es nicht vollkommen negativ – es gibt ja eine positive Entwicklung, sowohl in Afrika als auch in Lateinamerika. Es gibt zwar nach wie vor massive Probleme, aber sowohl in Afrika als auch in Lateinamerika gibt es Fortschritte, die viele Kommentatoren zu übersehen neigen. Dass mangelnde Verteilungsgerechtigkeit nach wie vor ein großes Problem darstellt ist unbestritten, aber vielleicht muss es so sein, dass es zuerst ökonomischen Fortschritt und erst dann Demokratisierung und soziale Gerechtigkeit gibt.

Gerhold: Ich sehe das anders. Man könnte sagen, Entwicklung passiert nicht wegen, sondern trotz der Regierenden, weil es irrsinnig viele, sehr engagierte Grassroots-Initiativen gibt, die sich nicht unterkriegen lassen, im Untergrund operieren und sich einfach nicht aufhalten lassen.

Weisshaupt: Ich glaube, dass sich dahingehend etwas ändern wird, als wir in Zukunft sehr viel mehr auf gegenseitiges Geben und Nehmen angewiesen sein werden – wir können den Entwicklungsländern nicht mehr einfach unsere Vorstellungen, wie wir sie in unseren Papieren formuliert haben, aufdrücken. Sie müssen eingebunden werden und müssen auch ihre eigenen Fehler machen dürfen, müssen auch scheitern können. Wir sind ja auch immer wieder gescheitert und sind mit unserem Scheitern auch noch lange nicht am Ende.



MIRIAM-Kundgebung gegen familiäre und sexuelle Gewalt
© EVG

Glauben Sie, dass es eine Chance gibt im Bereich der EZA auch die großen multinationalen Unternehmen zu verpflichten, globale Verantwortung zu übernehmen?

Stracke: Ja, über bewussten Konsum bzw. Konsumverweigerung kann das durchaus funktionieren. Die Multis sehen ja solche Belange immer nur durch die Linse ihres Gewinns.

Gerhold: Ja, aber leider sieht man auch an FairTrade und der Clean Clothes-Kampagne, dass so etwas auch immer wieder scheitert, weil sich die Unternehmen in ihrer wirtschaftlichen Strategie nicht den von diesen Initiativen an sie gestellten Anforderungen und Bedingungen unterordnen wollen und stattdessen einfach ihre eigenen Initiativen und Marken zu ihren eigenen, zum Teil undurchsichtigen Bedingungen etablieren, die ihnen dann eine weiße Weste verleihen und mit denen sie versuchen, das schlechte Gewissen der Kunden zu beruhigen.

Stracke: Aber immerhin gibt es auch immer wieder kleine Fortschritte.

Weisshaupt: Ich muss das auch positiv sehen. Ich beziehe marginales Scheitern immer mit ein, aber dass alles scheitert, das kann ich mir nicht vorstellen. Ich glaube, dass sich die Leute heute in der ganzen Welt einfach vieler Dinge bewusster sind, wozu auch Bildung und soziale Medien wesentlich beitragen. Man sieht das ja im Arabischen Frühling, auch wenn er jetzt gescheitert ist. Es ist trotzdem ein Schritt vorwärts, ein erster Anfang in einer langfristigen Entwicklung. Die Hoffnung stirbt ja immer erst ganz zum Schluss...würde ich das nicht so sehen, würde ich meine Arbeit, mein Engagement ja geradezu als sinnlos empfinden.

Was würden Sie sich für die Zukunft der EZA wünschen? Haben Sie eine besondere Erinnerung oder ein besonderes Herzensanliegen im Zusammenhang mit ihrem Engagement? Was ist für Sie die persönliche Gratifikation aus Ihrer Tätigkeit?

Weisshaupt: Mehr Geld kann nicht schaden. Natürlich würden wir uns auch wünschen, dass sich die Presse mehr für das Thema EZA interessiert.

Gerhold: Mir ist auch wichtig und das ist ja auch der Fall, dass EZA von jungen Gruppen und Basisinitiativen weitergetragen wird, aber so der große Aufbruch, wie er es früher einmal war, den gibt es heute nicht mehr.

Weisshaupt: Es ist ja auch eine andere Zeit heute. Aber es gibt dennoch eine ganze Reihe toller und sehr engagierter junger Leute und neuer Gruppen, die vielleicht anders an die Dinge herangehen wie wir, aber wirklich großartige Arbeit leisten.

Stracke: Über die Jahre hinweg sind wir in der EVG fast so etwas wie eine Familie geworden, wir machen ja nicht nur entwicklungspolitische Dinge. Das ist natürlich eine ungemaine Bereicherung.

Weisshaupt: Also mein Engagement deckt sich mit dem Anspruch, den ich ans Leben habe, und das reicht mir an sich. Wichtig ist mir auch, dass ich meine Anschauungen und meine Herangehensweise immer wieder kritisch hinterfrage. Es ist toll, dass ich so auch lerne Scheuklappen abzulegen. Es ist also ein Geben und Nehmen.

Gerhold: Ganz wichtig sind auch die persönlichen Kontakte, die wir durch unsere Tätigkeit aufbauen konnten, die Leute in Österreich und auch im Ausland, denen wir begegnen und die wir kennen lernen durften.

Stracke: Ich bin ja auch im Vorstand des Weltladens, also SEPI, und für mich wäre es ein Herzensanliegen, dass sowohl der Weltladen im CityPark, als auch der in der Mandellstraße [ab Juni in der Reitschulgasse] überlebt.

Gerhold: Ich kann mich dem allen nur anschließen. Es ist ein Geben und Nehmen und ich bin unglaublich bereichert durch die Literatur und vor allem auch die Menschen, die ich so kennen lernen durfte. Besonders viel hat mir aber die beratende Tätigkeit im Entwicklungshilfebeirat, das Mitgestalten dort gegeben. Auch, dass ich jetzt im Nachhinein neu entstehenden Gruppen beratend zur Seite stehen kann, bereitet mir unheimlich viel Vergnügen.

Gespräch mit Karl Wabscheg und Horst Astner von der Städtefreundschaft Pedra Badejo-Leibnitz

Was war Ihre persönliche Motivation für Ihr Engagement gerade im Rahmen der Städtefreundschaft Pedra Badejo-Leibnitz?

Wabscheg: Also bei mir war das so: ich war 1988 bei einer Weihnachtsfeier der Hauptschule Strass. Einige Lehrer haben sich schon im Rahmen des Projekts engagiert und daher gab es bei der Feier auch kleine Geschenke aus Kap Verde zu kaufen. Das hat mein Interesse geweckt und mir erste Kontakte nach Kap Verde eröffnet. Im darauf folgenden Jahr gab es dann auch schon ein Projekt, für das ein Vermessungstechniker benötigt wurde, und da habe ich mich dann karencieren lassen und habe drei Monate in Pedra Badejo mitgearbeitet.

Astner: Bei mir war es einfach die Neugierde, das Interesse an der Sache und das ich mich irgendwo sinnvoll engagieren wollte. Da hat sich für mich die Städtefreundschaft einfach angeboten.

Warum hat Leibnitz gerade Pedra Badejo als Partner für die Städtefreundschaft ausgesucht?

Wabscheg: Nachdem Kap Verde 1975 von Portugal unabhängig geworden war, gab es 1981 in Amsterdam eine Konferenz über Entwicklungszusammenarbeit. Und nachdem das Jahr 1981 auch den Beginn der steirischen Entwicklungszusammenarbeit markiert hat, haben auch Vertreter des Landes und einige steirische Bürgermeister an dieser Konferenz teilgenommen. Kap Verde hat durch die Unabhängigkeit Geldgeber benötigt um Infrastrukturen aufzubauen, und da ist die Steiermark, genauer gesagt der damalige Referent für Entwicklungszusammenarbeit Mag. Wolfgang Pumpernig und der damalige Bürgermeister von Leibnitz Ing. Hans Stoisser, eben mit den Vertretern der Kap Verdischen Inseln ins Gespräch gekommen. Die Überlegung hinter der Entscheidung für Kap Verde und speziell Pedra Badejo als EZA-Projektpartner war die: Österreich ist nicht groß, Leibnitz ist nicht groß und Kap Verde und Pedra Badejo sind auch nicht groß – das passt, da kann man mit den begrenzten Mitteln, die wir haben doch einiges bewirken. Das war dann eben der Anfang unseres nunmehr mehr als dreißigjährigen Engagements.



Schulprojekt von der Städtefreundschaft Pedra Badejo – Leibnitz
© Städtefreundschaft

Haben Sie nach so langer Zeit und den erheblichen Erfolgen, die Sie in den letzten dreieinhalb Jahrzehnten verbuchen konnten, nie erwogen ihren geographischen Schwerpunkt in eine andere Stadt, eine andere Region oder ein anderes Land hin zu verlagern?

Wabscheg: Nein, das nicht. Allerdings hat sich der geographische Schwerpunkt im Laufe der Jahre insofern etwas verlagert, als wir uns zu Beginn wirklich ausschließlich auf den Ort Pedra Badejo konzentriert haben, aber durch unsere Projekte, vor allem unsere Bildungsprojekte, ist das irgendwie natürlich gewachsen, sodass wir zunächst in den gesamten Bezirk Santa Cruz, und mittlerweile auch auf die ganze Insel ausgedehnt hat. Die klassischen EZA-Infrastrukturprojekte haben sich aber wirklich alle auf den Ort Pedra Badejo konzentriert. Erst mit der Programmierung der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit 1995, als sich dann unser Fokus gewissermaßen zwangsläufig in Richtung Bildung verschoben hat, weil Infrastrukturprojekte nicht mehr gefördert wurden, hat sich auch unser Tätigkeitsradius erweitert.

Wie wählen Sie die Projekte aus, die Sie in Pedra Badejo unterstützen?

Astner: Immer auf partnerschaftlicher Ebene. Wir sprechen uns mit den Leuten und vor allem den Entscheidungsträgern vor Ort ab, fragen was sie brauchen, und was uns sinnvoll und zielführend erscheint – vor allem im Hinblick auf den Nutzen für

die Allgemeinheit – und was für uns machbar ist, das unterstützen wir dann im Rahmen unserer Möglichkeiten. Da ist unser Schulgartenprojekt, über das die Kinder dann zu Schulmahlzeiten kommen, ein gutes Beispiel.

Auf welche Hürden und Probleme sind Sie in Ihrer Arbeit in Österreich und vor Ort gestoßen?

Astner: Also in Österreich hat es eigentlich nie Probleme oder Hindernisse gegeben. Ich war Berufsschullehrer in Arnfels, und wenn ich hin und wieder um Beurlaubung angesucht habe, um vor Ort an den Projekten mitzuarbeiten, hat es nie Probleme gegeben, weder vom Landesschulrat her, noch von Seiten der Kollegen.

Wabscheg: Bei mir hat es in Bezug auf Karenzierungen für längere Aufenthalte vor Ort auch nie Probleme gegeben; für kürzere Aufenthalte habe ich ohnehin einfach meine Urlaubstage genützt. Es war eher für unsere Lehrer, also unsere Haupt- und Volksschullehrer ein Problem, wenn sie außerhalb der Schulferien am Projekt mitarbeiten wollten.

Ansonsten...also ganz reibungslos läuft es ja sowieso nie. Probleme hat es vor allem dann gegeben, wenn wir unsere Termin- und Qualitätsvorstellungen unbedingt durchsetzen wollten und wir ihnen nicht die Zeit gegeben haben, es auf ihre Weise zu machen.

Astner: Aber wenn man einmal von diesen Mentalitätsunterschieden weiß, dann kann man sich auch darauf einstellen, damit solche Dinge nicht zum Problem werden. Wir haben dann vor allem bei unseren Infrastrukturprojekten und bei den Renovierungen, einfach für uns selbst großzügigere Zeitrahmen einkalkuliert und im Endeffekt ist dann so alles rechtzeitig fertig geworden.

Wabscheg: Ja, so konnten wir eigentlich immer ganz gut vermeiden unter Zeitdruck zu geraten. Wenn man ohnehin unter einem gewissen Erfolgsdruck steht, wie das bei EZA-Projekten ebenso der Fall ist, dann ist Zeitdruck einfach tödlich. Man reagiert nur mehr und das, worauf es eigentlich ankommt, läuft Gefahr ebenso unter den Tisch zu fallen wie die Qualität. Ganz entscheidend für den doch beachtlichen Erfolg und den reibungslosen Ablauf unserer Projekte war, dass wir immer in irgendeiner Form auch eine Ausbildungsschiene dabei hatten. Wir haben nie einfach irgendetwas gebaut und sind dann wieder gefahren - wir haben immer großen Wert darauf gelegt, dabei die Leute vor Ort auch auszubilden und sie so zu befähigen, solche Vorhaben in Zukunft weitestgehend eigenständig umzusetzen, ob das jetzt etwa Bauarbeiter-Ausbildungen bei unseren Infrastrukturprojekten, oder Lehrer-Ausbildungen bei unseren Bildungsprojekten sind.

Astner: Teilweise hat auch das ‚System‘ an sich Probleme bereitet. Eine Zeit lang hat Kap Verde ja recht eng mit Guinea Bissau zusammengearbeitet, und nachdem die eher kommunistisch ausgerichtet waren, gab es zu Beginn keine Privatunternehmen, sondern Genossenschaften. Bei den Genossenschaften war es dann so, dass nicht immer unbedingt der Fähigste der Chef war, und wenn der dann Fehler gemacht hat, ist auch das Projekt in die Binsen gegangen. Ein anderes Problem, wenn man es so nennen will, ist auch das etwas andere Verständnis davon, wann und ob etwas repariert ist. Bei manchen Sachen, die uns als fertig repariert präsentiert wurden, da hat es mir, als europäischem Techniker doch etwas die Haare aufgestellt, vor allem weil oft recht klar war, dass die Dinge sicher nicht lange halten werden. Zum Teil gibt bzw. gab es auch einfach auch das Problem, dass höherwertigere und langlebigere Materialien, wie z.B. Türscharniere, vor Ort nicht verfügbar sind.

Wabscheg: Andererseits sind sie auch sehr findig und improvisationsfreudig. Was mir auch aufgefallen ist – die Kap Verdianer lernen sehr schnell und haben eine gute Auffassungsgabe, aber womit sie durchaus Probleme haben, das ist die Planung und Umsetzung komplexer, strukturierter Abläufe. Sie neigen dazu eher impulsiv zu handeln und etwas einfach anzufangen und das dann solange durchzuziehen, bis es kracht und sie merken, dass es so doch nicht geht.

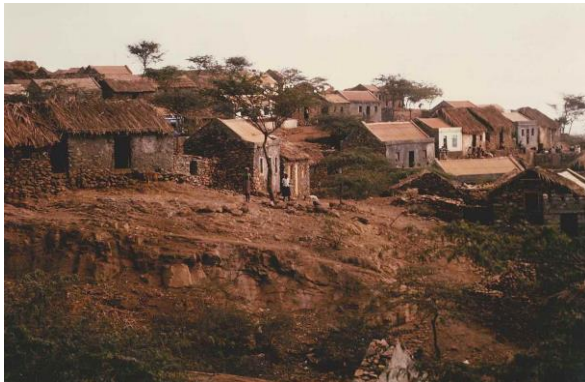


Stadtsanierungsprojekt © Städtefreundschaft

Worin sehen Sie den impact, die nachhaltige Wirkung Ihrer Arbeit?

Astner: Da gibt es viel: Zum Einem ist Pedra Badejo in den letzten dreißig Jahren irrsinnig gewachsen, von nicht einmal 3.000 Einwohnern auf etwa 15.000. Wir waren eigentlich an der Errichtung der gesamten Infrastruktur maßgeblich beteiligt, ob das jetzt Straßenbau, Wasserversorgung, das Abwassersystem, Elektrifizierung, Verwaltung etc. ist und natürlich haben wir sehr viel durch unsere Bildungsprojekte bewirken können. Viele von denen, die wir so unterstützt haben oder die unsere Projektmitarbeiter waren sind jetzt in höheren Funktionen in der Verwaltung oder auch als Unternehmer tätig. Das ist für mich schön zu sehen. Maßgebliche Faktoren für den großen Erfolg unserer Arbeit und das große Maß an nachhaltiger Veränderung das wir bewirken konnten, ist sicherlich unsere Ehrlichkeit im Verhältnis zu unseren Partnern vor Ort, sowohl im positiven, wenn etwas gut geht, als auch im negativen, wenn es Probleme gibt, sowie unsere persönliche Verbundenheit mit den Projekten und vor allem auch mit den Menschen. Wir haben immer sehr darauf geachtet, und waren dabei auch erfolgreich, dass unsere Arbeit nicht in die Anonymität abgeleitet, was vor allem bei Großprojekten, die wir nie gemacht haben, eine Gefahr darstellt. Wir haben unsere Projekte immer im überschaubaren Rahmen gehalten, um so nicht den direkten Kontakt zu den Menschen zu verlieren.

Ein anderer wichtiger Aspekt ist auch, dass wir großen Wert auf local ownership und Eigenverantwortlichkeit legen – vor allem bei den Gewerbestrukturprojekten war es ja immer so, dass es einen festgelegten Termin gab, zu dem die Projekte an die Stadt und die Leute von Pedra Badejo zu übergeben waren. Natürlich gab es da, wenn und sofern noch Bedarf bestand, auch noch die Möglichkeit, unterstützend einzugreifen.



Beim Stadt-Sanierungsprojekt hat die Bevölkerung von Pedra Badejo selbst angepackt und mit der professionellen Beratung aus der Steiermark de facto die Infrastruktur auf einen Stand gebracht, der im Afrika des 21. Jahrhunderts beispielhaft ist. © Verein Städtefreundschaft Pedra Badejo

Wabscheg: Aber natürlich ist für uns, getreu unserem Credo „Hilfe zur Selbsthilfe“ – immer das Partnerschaftliche, das Arbeiten auf gleicher Augenhöhe im Mittelpunkt gestanden. Nachhaltigkeit steht bei uns ja ganz im Mittelpunkt unserer Arbeit – in gewisser Weise ist die Nachhaltigkeit eines Projekts auch sehr viel wichtiger als das, was man konkret macht. Es bringt nichts etwas zu schaffen, und keiner denkt darüber nach, wie man das Ganze in weiterer Folge erhält. Und der Schlüssel zur Nachhaltigkeit liegt eben einerseits in der Ehrlichkeit gegenüber den Projektpartnern, und andererseits in der partnerschaftlichen Zusammenarbeit auf gleicher Augenhöhe sowie auch die persönliche Ebene, dass man die jeweiligen Ansprechpartner kennt, weiß, mit wem man es konkret zu tun hat und einschätzen kann.

Astner: Ja, und die Gewerbebetriebe, an deren Aufbau wir beteiligt waren, sind im Verhältnis auch sehr erfolgreich. Aus diesen Genossenschaften haben sich dann im Laufe der Zeit Privatfirmen entwickelt, und es sind relativ wenige, die in Konkurs gehen mussten.

Wabscheg: Oder auch bei unseren Vermessungsprojekten, wo wir ja nicht nur Know-how, sondern auch das nötige Equipment und entsprechende Schulungen zur Verfügung gestellt haben, ist es so, dass dadurch eine tolle Einnahmequelle für die Stadt, die ja rasant wächst, eröffnet wurde.

Gibt es tiefgreifende Veränderungen, welche über konkrete Projekte hinausgehenden?

Astner: Ein solcher Effekt ist sicher darin zu sehen, dass sich über die Jahre hinweg – auch in Zusammenhang mit unseren Gewerbeprojekten – eine ganze Reihe von Gewerbebetrieben, wie etwa eine Ziegelfabrik, in Pedra Badejo angesiedelt haben und für das Baugewerbe ist auch so etwas wie eine Berufsschule entstanden. In den Gebieten, in denen wir aktiv waren und sind, ist so etwas wie eine Eigendynamik entstanden, auch weil sich die Leute mit unseren Projekten identifizieren. Das hat sich wahnsinnig entwickelt und da sind einige gute Sachen daraus entstanden.

Wabscheg:

Viele Organisations- und Strukturmodelle aus unseren Projekten werden bis heute im kommunalen Bereich verwendet. Ausbildungspläne und Bildungsmaßnahmen sind in legislative Richtlinien für Kap Verde aufgenommen worden.

Wie ich gehört habe, legen Sie auch sehr großen Wert darauf, immer wieder selbst nach Kap Verde zu fliegen und sich dort persönlich, vor Ort einzusetzen, Kontakt mit der lokalen Bevölkerung zu halten und sich auch selbst ein Bild von der Lage und dem Fortgang der von Ihnen mitgetragenen Projekte zu machen.

Wabscheg: Genau, das stimmt. Bis 1995 war es sogar so, dass ständig jemand vor Ort war – bei den Infrastrukturprojekten geht es ja gar nicht anders. Teilweise waren bis zu vier Personen von uns ständig in Pedra Badejo vertreten, und dann, mit der Übergabe der Gewerbeprojekte und unserer Refokussierung auf Bildungsprojekte, hat sich das insofern verändert, als es dann nur mehr zu kurzfristigen Einsätzen auf den Kap Verden gekommen ist. Dabei war es uns aber auch wichtig, mindestens zweimal, eigentlich sogar dreimal, jährlich vor Ort zu sein.

Hat sich in den Jahren, in denen Sie in Pedra Badejo aktiv waren, politisch etwas verändert?

Wabscheg: Ja, es ist sogar zu gewaltigen Veränderungen gekommen, wie etwa der Übergang auf ein Mehrparteiensystem in den 90ern. Positiv ist dabei anzumerken, dass sich diese Umwälzungen auf den Kap Verden aber immer friedlich vollzogen haben. Das hat natürlich auch zum langfristigen Erfolg unserer Projekte beigetragen, weil es so nie dazu gekommen ist, dass die Ergebnisse unserer Projekte durch Bürgerkriege und Unruhen zunichte gemacht wurden. Und was unsere Arbeit und überhaupt Entwicklungszusammenarbeit im Allgemeinen betrifft gab es aber immer den Konsens, über alle politischen Lager hinweg, dass das außer Streit steht und erwünscht ist. Auf den Kap Verden ist ja die ganze Welt entwicklungspolitisch vertreten, da treffen Sie Chinesen, Russen und viele mehr. Dennoch treten die Kap Verdianer all diesen Akteuren durchaus selbstbewusst entgegen – von aid dependency keine Spur.

Astner: Und auch was die kommunale Seite in Leibnitz betrifft, wurde unser Engagement trotz aller politischen Wechsel nie in Frage gestellt. Die Städtepartnerschaft ist gewissermaßen auch ein Kind der Gemeinde, da sie auf die Initiative unseres ehemaligen Bürgermeisters, Ing. Hans Stoisser, zurückgeht. Wir hatten wirklich das Glück, sowohl hier als auch dort, dass wir und unsere Arbeit nie in Frage gestellt wurden.



Schulsanierungsprojekt © Städtepartnerschaft

Wie sehen Sie die Zukunft der Entwicklungszusammenarbeit, insbesondere auch im Hinblick auf die momentane Wirtschafts- und Finanzkrise, den Klimawandel, steigender globaler Ungleichheit etc.?

Wabscheg: Also, ich glaube, dass wir durch den EU-Beitritt und die Programmierung der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit schon eine tiefgreifende Veränderung erlebt haben. Ich habe den Eindruck, dass mittlerweile die kleinen NGOs immer mehr zurückgedrängt werden, und Entwicklungszusammenarbeit einfach ein Job wie jeder andere geworden ist. Bei allem Idealismus - ab einer gewissen Größe ist Entwicklungszusammenarbeit einfach ein Geschäft, an dem die

Experten ordentlich verdienen können. Für mich wäre es sinnvoll, Entwicklungszusammenarbeit wieder auf überschaubare Einheiten und Dimensionen zurückzuführen, aber da fehlt anscheinend auch der politische Wille.

Sobald es nur mehr um Programme und die Erreichung von Programmzielen und nicht mehr um die einzelnen Menschen geht, kann man meiner Meinung nach keine wirklichen positiven Veränderungen bewirken. Es ist schon klar, dass man sich dabei auch einen Lebensunterhalt verdienen kann, wenn man hauptberuflich in diesem Bereich tätig ist, dann sollte man aber so fair sein zu sagen, dass Entwicklungszusammenarbeit ein Job und ein Geschäft wie jedes andere, und nicht reiner Idealismus, freiwilliges Engagement oder dergleichen ist. Da wäre ja auch nichts weiter dabei. Es wäre einfach Ehrlichkeit angesagt. Da muss man auch die Politik in die Pflicht nehmen und zur Ehrlichkeit anhalten. Wenn man Wirtschaftsförderung in Entwicklungsländern betreiben will, dann soll man das auch so sagen, und es nicht in das Gewand der Entwicklungszusammenarbeit hüllen.

Gibt es etwas, das Sie sich für die weitere Zukunft der Entwicklungszusammenarbeit, und ihr Engagement speziell wünschen würden?

Wabscheg: Einfach eine andere Politik und ein Umdenken. Man muss sich überlegen, wohin man politisch will. Wenn man Wirtschaftsförderung betreiben will, dann soll man das tun, nur gehört das dann in das Wirtschaftsministerium und nicht in den Bereich der Entwicklungszusammenarbeit. Wenn man es richtig macht, dann würde auch der politische Rückhalt für die Entwicklungszusammenarbeit und deren Renommee automatisch steigen, auch im Partnerland. Was bei uns gewissermaßen mit Augenzwinkern gemacht wird, das wird dann im Partnerland ja auch nicht so ernst genommen, und einige wenige profitieren davon.

Gibt es für Sie eine besondere Erinnerung oder ein Projekt an dem Sie besonders hängen? Wo sehen Sie persönlich die größten ‚Erfolge‘ in Ihrer Arbeit und worin liegt für Sie die persönliche Gratifikation aus Ihrem Engagement?

Astner: Also der größte Erfolg ist es, die Freude der Menschen zu sehen, wenn ein Projekt fertig wird. Für mich als ehemaligen Lehrer sind die Schulprojekte besonders wichtig. Wenn man bei der Eröffnung einer renovierten Schule die Freude und



Schulbauprojekt © Städtepartnerschaft

den Stolz der Eltern darüber sieht, dass die Schule jetzt so schön geworden ist – zum Teil braucht es dafür ja nicht mehr als neue Scharniere, Fenster und drei Kübel Farbe – dann ist es ein toller Erfolg. Neben dieser Freude der Menschen, ist es für uns als Verein auch besonders schön zu sehen, dass Geld nicht alles ist; trotz der Vielzahl an Organisationen und Akteuren, die sich über die letzten Jahre hinweg auf den Kap Verden, und insbesondere in Pedra Badejo engagiert haben, haben wir es als kleiner Verein mit unserer nachhaltigen Arbeit geschafft, über Pedra Badejo hinweg bekannt und mitunter sogar so etwas wie eine ‚moralische Instanz‘ bzw. ein ‚Vorbild‘ zu werden.

Wabscheg: Für mich gibt es zwei Highlights. Zum Einem das Vermessungsprojekt – von den vier Leuten die wir ausgebildet haben, ist einer Baumeister geworden und der andere ist im staatlichen Bereich tätig und im Ministerium für Grundzusammenlegungen zuständig. Zum Anderem, die Übergabe der frisch renovierten Häuser im Rahmen eines Delegationsbesuchs. Da wurden auch Wasseranschlüsse gemacht, und wenn man jemanden sieht, der voller Freude einen einfachen Wasserhahn aufdreht – also das ist irrsinnig bewegend und gibt einem selbst unwahrscheinlich viel.

Als Gesamteindruck sehe ich die ungebrochene Wertschätzung unseres Engagements in Pedra Badejo. Obwohl die großen Aktivitäten schon Jahrzehnte zurück liegen, verbindet die Bevölkerung von Pedra Badejo die gute Entwicklung der Stadt bis heute mit Leibnitz. Daher ist es nicht verwunderlich, dass für viele Menschen auf den Kapverden, Leibnitz bis heute als Inbegriff für eine faire Partnerschaft gilt.

Gespräch mit Hermann Schaller von SOL

Was hat Sie bewogen, sich in der Entwicklungszusammenarbeit zu engagieren? Gab es da vielleicht ein besonderes Schlüsselerlebnis für Sie?

Ich habe insofern eine gewisse Grundeinstellung mitgebracht, als ich mich in meiner Jugend in der Katholischen Jugend engagiert habe. Nach Ende meiner beruflichen Tätigkeit, habe ich mir vorgenommen, mich dem Thema Entwicklungszusammenarbeit intensiver zu widmen.

Aber mein eigentliches Schlüsselerlebnis war die Begegnung mit salvadorianischen Straßenhändlerinnen im Rahmen einer Lateinamerika-Reise, zu der mich der damalige Zentralsekretär der Fraktion Christlicher Gewerkschafter, Hans Klingler, 1985 eingeladen hat. Trotz der schwierigen Lebensumstände, mit denen diese Frauen zu kämpfen hatten – oft wussten sie nicht, wie sie ihre Kinder am nächsten Tag ernähren sollten – haben sie eine unglaublich positive Grundstimmung ausgestrahlt. Das war für mich ein ganz prägendes Erlebnis.

Bei dieser Fahrt war auch der spätere Chefredakteur der Kleinen Zeitung, Dr. Wimmer, dabei und wir haben beschlossen, dass wir etwas tun müssen. Daher haben wir in Graz eine Gruppe, eben die Solidarität mit Lateinamerika, benannt nach dem Wiener Verein, den Hans Klingler schon drei Jahre davor gegründet hatte, gebildet. Unser erstes Projekt war dann Los Anhelos in El Salvador. Der damalige Zentralsekretär der Christlichen Gewerkschafter, Jose Luis, hat sich damals für 57 Flüchtlingsfamilien eingesetzt, die während des Bürgerkriegs vertrieben worden waren. Er hat ein Grundstück erworben, auf dem sich diese Familien ansiedeln konnten, die Lebensbedingungen dort waren aber katastrophal. Gemeinsam mit den Landwirtschaftsschulen, für die ich damals als Agrar-Landesrat zuständig war, haben wir es dann geschafft, doch recht beträchtliche Mittel aufzubringen, um diese Familien beim Aufbau ihres Dorfes, der Errichtung einer Schule und der Bezahlung zweier Lehrer zu unterstützen. Das Projekt ist reibungslos abgelaufen und das war ein wirklich ermutigender Start für uns. Und es war sicherlich auch eines unserer spannendsten Projekte.



Entwicklungszusammenarbeit wirkt! – Los Anhelos im Wandel der Zeit © Hermann Schaller



MEDES-Gebärstation in Chinique
© Hermann Schaller

Wie wählen Sie die Länder und thematischen Bereiche aus, in denen Sie aktiv sind?

Zunächst einmal zu den Ländern: Vorgegeben waren die Beziehungen, die die Wiener Solidarität bereits aufgebaut hatte; ihre Kontakte waren jeweils die Christlichen Gewerkschafter in den Ländern – Guatemala, Honduras und El Salvador. Das waren unsere ersten Bezugspunkte und unsere ersten Projektpartner waren eben die Gewerkschaften.

Was die Themen anbelangt, ist unser Fokus Soziales. Bildung war von Anfang an ein Schwerpunkt. Wir haben Alphabetisierungsprojekte in El Salvador und Guatemala unterstützt. In den letzten 10 Jahren

würde ich sagen, ist uns die Frauenarbeit ein besonderes Anliegen – MIRIAM und CODECA sind langjährige, verlässliche Partner in diesem Bereich. Obwohl wir hierzulande nicht im politischen Bereich tätig sind, sind diese Projekte natürlich unglaublich politisch. Wenn Sie Frauenarbeit machen in so einem Land, wenn Sie die Landarbeiter organisieren, dann sind sie mitten in der politischen Auseinandersetzung.

Hat es einen bestimmten Grund gegeben, warum Sie sich nun verstärkt auf Frauenprojekte fokussieren? Female Empowerment ist derzeit ja auch ein allgemeiner Trend in der Entwicklungszusammenarbeit.

Nein, solche Motive waren für uns gedanklich eigentlich nicht der Ausgangspunkt. Es ist einfach so - die stärksten Persönlichkeiten, denen wir bei unseren Projekten begegnet sind, waren immer Frauen. Ob das jetzt Rigoberta Menchu ist oder die vielen anderen, denen wir begegnet sind – das sind Frauen, die das Geschick selbst in die Hand nehmen um ihre Lebensumwelt zu verbessern.

Auch manche unserer Partner, wie etwa CODECA, haben sich der Frauenarbeit verschrieben. Bei unserem MEDES-Projekt zur Heilkunst der Maya haben wir einen ganz starken Frauen-Schwerpunkt, da es dabei nicht nur darum geht, das medizinische Wissen der Maya aufzuarbeiten, sondern vor allem auch darum, dieses Wissen an die Hebammen weiterzugeben und sie darin auszubilden. Die Hebammen spielen eine ganz entscheidende Rolle als „Gesundheitsdienstleister“ – der Staat macht ja fast nichts.

Ein Problem, dem wir dabei aber durchaus begegnet sind, ist der Machismo, der dort enorm ausgeprägt ist. Ein Projekt in Chiumucubal in Guatemala musste leider tatsächlich eingestellt werden, da die Männer drohten, ihre Frauen nicht länger finanziell zu unterstützen, wenn sie weiter an den von unseren Partnern angebotenen Kursen teilnehmen.

Welche Probleme gilt es für Sie in Ihrer Tätigkeit vor Ort zu überwinden und mit welchen etwaigen Ressentiments aus der lokalen Bevölkerung sind Sie in Ihrer Arbeit konfrontiert?

Wir überhaupt nicht, eher unsere Partner. Vielleicht sollte ich an dieser Stelle auch etwas über unsere Partnerstrukturen sagen. Wir haben in diesen bald 30 Jahren viel gelernt, wir haben am Anfang durchaus auch Fehler gemacht. Da haben wir den Leuten vorgeschlagen, was sie machen sollen. So etwa beim Projekt für ein Bauarbeiter-Ausbildungszentrum – da haben wir die Leute einfach überfordert. Wir haben sehr schnell gelernt, dass die Vorgaben für das Projekt, also die Ziele, aus den Gemeinschaften selbst kommen müssen. Das ist inzwischen ein Grundprinzip unserer Arbeit geworden. Insgesamt sind die Menschen in den Ländern ja auch persönlich sehr engagiert, wissen was sie wollen und nehmen die Dinge selbst in die Hand – sie warten nicht darauf, dass jemand kommt „um sie aus ihrem Elend zu erlösen“, sie kommen auf uns zu und sagen: „Wir möchten das und das verwirklichen, dafür bräuchten wir aber eure Unterstützung.“

Wir haben Partnerstrukturen, die jetzt über zwei, drei Jahrzehnte hinweg bestehen. Eine davon ist die CODECA, die aus einer Guerilla-Gruppe im salvadorianischen Bürgerkrieg hervorgegangen ist und sich jetzt für die Rechte der Landarbeiter einsetzt und diese organisiert, wofür sie auch sehr angefeindet wird. Sie werden von den Großgrundbesitzern massiv bedroht, und der Staat kollaboriert natürlich mit diesen. Da könnte ich viel erzählen. Unlängst wurden zwei ihrer Mitarbeiter auf brutale Weise ermordet, einer davon vor den Augen seiner Frau und Kinder.



CODECA-Frauerversammlung in Mazatenango
© Hermann Schaller

Die Vizepräsidentin Guatemalas hat inzwischen sogar öffentlich behauptet, CODECA sei eine terroristische Organisation, wie auch jene Organisationen die mit ihnen zusammenarbeiten. Das ist eine sehr verlässliche Partnerstruktur, die wir gut kennen und die jedes ihrer Projekte extrem genau vorbereitet. Wir unterstützen sie seit bald zwei Jahrzehnten. Wir halten mit unseren Partnern guten Kontakt, besuchen sie auch immer wieder und informieren uns vor Ort. So hat sich ein Vertrauen aufgebaut, das sich sehr bewährt hat. Neben MEDES und MIRIAM, ist es die Landpastorale der Erzdiözese Quezaltenango,

die ausgezeichnete Arbeit im Bereich „Wasser“ macht. Wir haben Wasser- und Abwasserbeseitigungs-Projekte der Landpastorale unterstützt und daraus sind wieder Projekte, wie etwa der Aufbau von Schulen, entstanden.

Natürlich besteht immer das Risiko, dass etwas schief geht, aber das ist relativ niedrig, weil wir wirklich sehr verlässliche Partner haben. Unsere Projekte stützen sich auf diese bewährten und langjährigen Partnerschaften sowie verlässliche Kontakte. Damit haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht.

Ihre Projektauswahl basiert also grundsätzlich auf dem Prinzip der „Fortführung“ ursprünglich geförderter Projekte?

Ja, mehrere Projekte sind aus diesen Begegnungen entstanden. Irgendwann ist ein Projekt aber auch abzuschließen. Wenn ein Projekt einmal abgeschlossen ist, dann verfolgen wir es nicht weiter – bei 64 Projekten geht das ja auch gar nicht. Aber natürlich halten wir so gut es geht mit unseren Partnern Kontakt.

Unsere Projekte kommen aus dem lokalen Bereich, also vor allem von diesen Organisationen, für die wir dann etwas Neues beginnen. Die Landpastoral bringt uns immer wieder neue Projekte. Für uns ist es kein Problem zu Projekten zu kommen.

Auf neue Projekte stoßen wir auch durch unsere Kontakte zu kirchlichen Institutionen in den Ländern. Zu unseren gewerkschaftlichen Partnern haben wir leider keinen Kontakt mehr, die sind alle durch die Politik aufgerieben worden. Aber mit den kirchlichen Strukturen funktioniert es sehr gut. So hatte Welthaus und auch wir in Bischof Ramazzini einen tollen Ansprechpartner. Er hat etwa die Landarbeiterfrage in seiner Diözese San Marcos massiv unterstützt und hat ein Büro eingerichtet, wo die Leute Hilfe bekommen. Ramazzini hat immer wieder öffentlich für eine Landreform plädiert und war auch Vorsitzender der Bischofskonferenz in Guatemala, aber nicht lange, weil offenbar die Großgrundbesitzer derartig massiv interveniert haben, dass er dann abgelöst wurde.



Gruppe am MEDES-Projekt beteiligter Hebammen. © Hermann Schaller

Wir konzentrieren derzeit ausschließlich auf Guatemala, weil wir dort auf eine gute Infrastruktur und so gute Partnerschaften aufbauen konnten und zweitens, weil wir eine kleine Gruppe sind und man eher etwas erreichen kann, wenn man seine Ressourcen bündelt. Wir schließen aber nicht aus, wenn einmal ein Projekt aus einem anderen Land kommt, dass wir das fördern, aber unser Schwerpunkt ist Guatemala. Wir kennen das Land und wir kennen die Strukturen und das ist bestimmt kein Nachteil.

Können Sie aus persönlicher Erfahrung sagen, dass Ihre Projekte über den eigentlichen Kern des Projekts hinaus Veränderungen bewirken?

Ich würde da unterscheiden. Es gibt Einmalprojekte, wie Wasserversorgung und Latrinen und die Errichtung von Schulen, die sind dann abgeschlossen. Da müssen unsere Partner selber schauen, dass das weitergeht. Aber es gibt Projekte, und das sind jetzt unsere vordergründigen, wo sehrwohl langfristige Ziele dahinterstehen, wie etwa bei MIRIAM, CODECA, MEDES und viele mehr, z.B. auch MEDES-Hebammen. Im Hochland ist die Gesundheitsversorgung ja katastrophal. Praktisch haben die Hebammen und Heiler mit ihrer Arbeit das Ganze aufrechterhalten. Den Hebammen wurde von der Obrigkeit her keinerlei Wertschätzung entgegengebracht, ihre Heilmethoden wurden nicht ernst genommen. Inzwischen haben sie sich aber durch ihre Arbeit, an der wir nicht unbeteiligt waren, so einen Ruf erworben, dass die öffentlichen Gesundheitsbehörden sie sogar einladen, bei ihren Schulungen über ihre Arbeit zu berichten. Man kann sie nicht länger ignorieren. Und natürlich hat das auch ihr eigenes Selbstbewusstsein gestärkt. Das sind die Dinge, die langfristig wirken. Und natürlich zielen unsere Projekte, die fast alle im indigenen Bereich stattfinden, auch darauf ab, die Indigenen zu stärken. Es ist eine erfreuliche Entwicklung, dass sich das Selbstbewusstsein der Indigenen sehr stark zum Positiven verändert hat. Da haben sie selbst entscheidend dazu beigetragen, indem sie ihr Schicksal selber in die Hand genommen haben; Rigoberta Menchu war sicher

ein ganz wichtiger Teil in dieser Entwicklung. Sie waren ja bisher immer Menschen zweiter Klasse, in mancher Hinsicht sind sie das ja heute auch noch.

Also das Vorurteil, dass Entwicklungshilfe nichts bewirkt, dass sie immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist, und dass sobald ein Erfolg zu verzeichnen ist, sich zehntausend neue Probleme auftun, stimmt Ihrer Erfahrung nach nicht?

Steter Tropfen höhlt ja bekanntlich auch den Stein. Ich muss ehrlich sagen, insgesamt bin ich ja nicht sehr optimistisch hinsichtlich der Entwicklungen in der Welt, um nicht zu sagen eher pessimistisch. Dass durch solche „kleinen“ Dinge dann Menschen Selbstbewusstsein entwickeln und sich einfach zu wehren beginnen, das ist meine Hoffnung. Was ich bei meinen Reisen erlebt habe, ist, dass viele NGOs aus aller Welt in ähnlicher Weise tätig sind wie wir und, dass dadurch so etwas wie ein Netzwerk der Solidarität entstanden ist. Zumindest können wir für ein Dorf und viele Familien die Lebensverhältnisse verändern und über die Bildung auch längerfristig an einer Veränderung mitwirken.

Sehen Sie, angesichts der vielzitierten „new global challenges“, wie etwa Klimawandel, Nahrungssicherheit etc., Veränderungen für Ihre Tätigkeit auf Sie zukommen?

Ich hoffe es. Es gibt gewisse erste Ansätze. Josef Riegler engagiert sich seit vielen Jahren für den Ökosozialen Weg und dann gibt es ja auch noch den Global Marshall Plan. Da wurde schon viel Arbeit geleistet. Aber die wirkliche Entscheidungsmacht liegt nicht etwa bei der UNO oder den Staaten, sondern bei den großen Kapitalgesellschaften. Die Regierungen setzen größtenteils auch nur die Vorgaben um, die sie von diesen Unternehmen bekommen. Ob sich das ändert? Oft entwickeln sich die Dinge ja auch sehr viel anders als man denkt. Ich erinnere an das Jahr 1989. Insgesamt habe ich also schon immer noch Hoffnung. Ich bin absolut überzeugt, dass die Arbeit, die wir alle machen, insgesamt sehr sinnvoll ist. Ich persönlich habe durch mein Engagement jedenfalls unglaublich viel geschenkt bekommen durch diese Begegnungen mit den Menschen, insbesondere mit den Frauen, die so unglaublich stark sind, voll im Leben stehen und es gestalten. Es ist eine so andere, so positive Grundeinstellung, die ich kennen lernen und erleben durfte. Das gibt mir wirklich sehr viel Kraft und Hoffnung.

Vernetzen und koordinieren Sie sich auch aktiv mit anderen Organisationen, die in diesem Bereich tätig sind?

Wir sind relativ stark mit Welthaus verbunden. Wir haben mit Welthaus immer wieder auch gemeinsame Veranstaltungen und gelegentlich auch gemeinsame Projekte. CODECA ist ja z.B. auch vom Welthaus unterstützt worden. Mit anderen Organisationen haben wir eigentlich weniger Kontakt.

Gibt es etwas das Sie sich persönlich für die Zukunft der SOL oder der EZA insgesamt wünschen?

Ich bin sehr froh, dass wir in der Steiermark so gute Voraussetzungen haben. Wir haben hier optimale Verhältnisse: eine Kirche, die sehr offen ist, genauso wie das Land mit Landeshauptmann Voves, der voll hinter der Sache steht. Das alles ist erfreulich. Wir haben also ein Klima, wo man nur hoffen kann, dass es so bleibt. Die Politik, auch die Parteien, müssen sich mehr für dieses Thema interessieren.

Langsam begreift man auf Bundesebene, dass EZA mehr ist als bloße Wirtschaftsförderung.

Steirische Entwicklungszusammenarbeit vor 1981

1981 gilt gemeinhin als die Geburtsstunde der steirischen Entwicklungszusammenarbeit. In diesem Jahr schuf Landeshauptmann Dr. Josef Krainer jr. mit dem aus Fachexperten zusammengesetzten Beirat für Entwicklungszusammenarbeit als beratendes Gremium der Landesregierung und dem Referat für Entwicklungszusammenarbeit den auch heute noch bestehenden organisatorischen und institutionellen Rahmen für die entwicklungspolitische Arbeit der Steiermärkischen Landesregierung.

Doch auch schon vor 1981 hat das Land Steiermark immer wieder entwicklungspolitische Projekte unterstützt. So gab es, wie Akten aus dieser Zeit belegen, spätestens ab 1971 schon einen eigenen Budgettopf für die Finanzierung von Entwicklungshilfe-Projekten, der mit bis zu 50.000 Schilling dotiert war. Um Förderungen zu erhalten, wandten sich Organisationen, wie die Katholische Männerbewegung und das Österreichische Hilfswerk für Tansania, mit einer kurzen, formlosen Projektbeschreibung an das Büro des Landeshauptmannes. Von dort aus wurden die Unterstützungersuchen an die Landesregierung zum Beschluss einer entsprechenden finanziellen Zuwendung weitergeleitet, die dann grundsätzlich nach dem Prinzip „first come, first served“ über die Förderanträge entschied. Dabei war es aber durchaus der Fall, dass einem einzelnen Projekt nicht das ganze verfügbare Budget zuerkannt wurde, sondern dass gegebenenfalls der Förderbetrag die beantragte Summe unterschritt, sodass noch Geld für andere, später eingereichte Förderanträge bereitgestellt werden konnte.

Wenn das Budget einmal nicht ausreichte, um alle förderungswürdigen Projekte zu unterstützen, kam es auch vor, dass Mittel vorzeitig freigegeben wurden oder mitunter auch anderswo – in der Regel beim Budget für „Prämien für Vorschläge zur Verwaltungsvereinfachung“ – nach verfügbaren Geldern gesucht und diese dann umgewidmet wurden. Doch leider reichten auch so die budgetären Mittel oftmals nicht aus, sodass einige Anträge, wie etwa jener des Entwicklungshilfe-Klub vom 19. Oktober 1978, zumindest vorläufig abgewiesen werden mussten. Außerhalb des regulären Budgets gewährte die Steirische Landesregierung auch Unterstützung in Krisen- und Katastrophenfällen. So richtete die Steiermärkische Landesregierung etwa im Februar 1973 ein Spendenkonto für die „Vietnamhilfe“ ein und unterstützte die diesbezügliche Sammelaktion steirischer Tageszeitungen zugunsten der Caritas auch finanziell und trug 1979 mit 60.000 Schilling - aus dem Budgetansatz „Entgelte für die Mitarbeit von Planungsinstituten“ - zum Wiederaufbau in Nordirland bei.

Zu den so geförderten Projekten und Organisationen zählen die Ausbildung und der Einsatz von Entwicklungshelfern etwa in Mexiko, Honduras, Brasilien, Malawi, Neuguinea und Bolivien im Rahmen der Aktion „Bruder in Not“ der Katholischen Männerbewegung das Wiener Institut für Entwicklungsfragen, die Anschaffung eines VW 1500 für die afrikanischen Schwestern von Mtwara, die Errichtung einer überkonfessionellen Mehrzweckhalle in Daressalam, die Errichtung einer Traktorenstation und der Bau eines E-Werks durch das österreichische Hilfswerk für Tansania, das Österreichische Lateinamerika-Institut, sowie die Einrichtung einer Tischlerei-Lehrwerkstätte und die Anschaffung von Unterrichtsmaterial durch die Österreicher-Kolonie in Pozuzo/Peru. Darüber hinaus kofinanzierte das Land auch Stipendien für SchülerInnen und StudentInnen aus Entwicklungsländern, die an steirischen Schulen ausgebildet wurden. So etwa stellte das Land durchaus beträchtliche Mittel zur Verfügung, um sieben westafrikanischen Jugendlichen eine zweijährige Fachausbildung an der Landwirtschaftlichen Fachschule für Obst- und Weinbau Silberberg, fünf Kurden einen Studienaufenthalt an der TU Graz und einigen TogoInnen eine landwirtschaftliche Praxis in der Steiermark bzw. ihre Ausbildung an der Höheren Bundeslehranstalt für alpenländische Landwirtschaft in Raumberg-Trautenfels zu ermöglichen.

Aber auch die Entwicklungsprojekte der damaligen Zeit blieben nicht unbeeinflusst von der damaligen Weltpolitik. So liegt etwa dem Förderantrag des Österreichischen Hilfswerks für Tansania vom 1. März 1971 ein Schreiben des Bludenzener Bischofs bei, in dem dieser auf die politische Lage in Tansania eingeht und nachdrücklich betont, dass der damalige tansanische Präsident, Julius Nyerere, obwohl Sozialist, ein vorbildlicher Christ und keinesfalls Kommunist ist, sodass einer Unterstützung des Landes nichts entgegensteht. Schließlich handle es sich bei dem von ihm vertretenen panafrikanischen Sozialismus (Umjamaa) um die Vision einer „über Sippen-, Stammes und Parteigruppen und Religionsgemeinschaften hinausreichende[n] Arbeits- und Hilfgemeinschaft, welche die Bildung einer kleinen, sich rasch bereichernden „Elite“, gegenüber einer, trotz harter Arbeit – und nicht wegen Trägheit und Gleichgültigkeit – arm bleibenden Masse von Bauern und Arbeitern etc. verhindern soll, - also [um] ein[en] „Sozialismus“ im tiefsten und schönsten Sinn des Wortes und nicht eine Utopie einer „Gleichmacherei“, die sowieso keine zwei Stunden überleben würde“.

Magdalena Hahn

Interviews: Mag. Magdalena Hahn
Gestaltung Tanja Fink, BA
(beide im Rahmen ihrer Ausbildung im Masterstudiengang „Global Studies“ an der Karl Franzens Universität Graz)
Frühjahr 2014

Mehr Informationen zur Entwicklungszusammenarbeit Steiermark:

Land Steiermark

Amt der Steiermärkischen Landesregierung

Abteilung 9 Kultur, Europa, Außenbeziehungen

Maria Eißer Eibel

E-Mail: europa-international@stmk.gv.at

www.fairstyria.at – www.entwicklungszusammenarbeit.steiermark.at